

Bücher

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **104 (2010)**

Heft 1

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Franz J. Hinkelammert: *Luzifer und die Bestie. Eine fundamentale Kritik jeder Opferideologie.* Edition Exodus, Luzern 2009 (256 Seiten, ca. 36 Franken).

Ausserhalb eines kleinen Kreises von befreiungstheologisch interessierten Leserinnen und Lesern wird der seit langem in Lateinamerika lebende Ökonom Franz J. Hinkelammert hierzulande leider kaum wahrgenommen. Das ist bedauerlich, denn der fundierte und präzise Analytiker, der weit über sein akademisches Fachgebiet hinaus denkt, leistet wichtige Beiträge zur Auseinandersetzung mit Fragen der Gesellschaftstheorie. Dank der Lektüre seiner Bücher kann man beispielsweise den Neoliberalismus besser begreifen – und kritisieren. Dafür ist die bereits in den achtziger Jahren erschienene «Kritik der utopischen Vernunft» unverzichtbar. Dort entwickelt er einen kategorialen Rahmen neoliberalen Denkens, mit dessen gravierenden Folgen Lateinamerika viel früher konfrontiert wurde als wir hier in Europa.

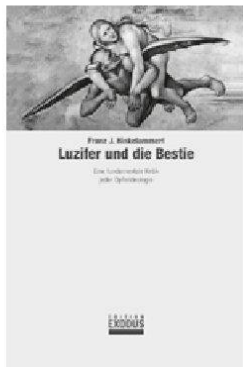
Die Ideologie des totalen Marktes, den die Neoliberalen schaffen möchten, handelt auch und vor allem von Opfern, die heute erbracht werden müssen, damit die Zukunft umso heller erstrahlen kann. Die Frage nach den Opfern und den Begründungen für ihre Opferung zieht sich durch Hinkelammerts ganzes Werk. Seine Forschungstätigkeit führt in die Tiefenstrukturen des abendländischen Bewusstseins, dessen Mythen und Ideologien. Davon zeugt auch «Luzifer und die Bestie» – ein Buch, das bereits Anfang der neunziger Jahre auf Spanisch erschien und jetzt in einer von Norbert Arntz übertragenen deutschen Fassung erhältlich ist. Eigentlich sind es drei in sich geschlossene Texte, die um das eine Thema kreisen: die Kritik der Rechtfertigung von Opfern. Die Legitimation dafür, andere Menschen zur Erreichung angeblich höherer Zwecke opfern zu können, führt in einen Kreislauf, denn solche Zwecke erfordern immer wieder neue Opfer.

Der Autor macht dies am Iphigenie-Mythos deutlich: Die Griechen unter der Führung von König Agamemnon haben sich versammelt, um Troja zu erobern. Da tritt eine Windstille ein, und das Heer kann nicht aufbrechen. Der Seher verkündet, die Göttin Artemis verlange ein Opfer: Iphigenie, die Erstgeborene des Königs. Die Opferung wird

vollzogen, der Wind setzt wieder ein, Troja wird erobert und zerstört. Was wäre geschehen, wenn die Griechen nicht gesiegt hätten? Das Opfer wäre sinnlos gewesen. Um die Tötung von Iphigenie zu rechtfertigen, müssen weitere Menschen sterben. Während in der ältesten Fassung des Aischylos das auserkorene Opfer sich dem Tod verweigern will, vollzieht sich in späteren Fassungen der Iphigenie-Erzählung ein Wandel: Das Opfer selbst willigt in die Tötung ein, bis es bei Goethe die Rolle der Christus vergleichbaren Welterlöserin übernimmt.

Hinkelammert stellt den Iphigenie-Mythos jenem von Abraham gegenüber, der seinen Sohn Isaak opfern soll – doch Gott stellt einzig seinen Glauben auf die Probe: Er will kein Menschenopfer. Eine opferkritische Haltung zieht sich bekanntlich durch die Tradition des jüdischen Prophetentums. Ein imperial gewordenes Christentum kehrt davon ab und verfolgt alle, die das Opfer Christi nicht anerkennen wollen. Solche Verkehungen kennzeichnen die Geschichte der christlichen Kirche. Davon handelt Hinkelammerts zweiter Text am Beispiel der Schuldenfrage in der christlichen Theologie. (In meinem Beitrag «Der vernichtende Gott. Kapitalismus als Religion» auf Seite 15 in diesem Heft gehe ich näher darauf ein.)

Der dritte und umfangreichste Text des Buches hat ihm auch seinen Titel gegeben. Er enthält eine intensive Auseinandersetzung mit der Offenbarung des Johannes, dem apokalyptischen Abschluss der Bibel. Die Offenbarung setzt sich mit der die urchristlichen Gemeinden bedrängenden Frage auseinander, wie man einer allgewaltigen Herrschaft (jener des Imperium Romanum) widerstehen kann. Sie ist auch ein Versuch, der Rachephantasien der Unterdrückten Herr zu werden. Anders als Paulus gelingt es dem Autor des Buches der Offenbarung aber nicht, eine Perspektive der Befreiung des Menschen von den Mächten des Todes zu entwickeln: Mit der Vernichtung des apokalyptischen Tieres aus dem Abgrund müssen auch die Menschen untergehen, die ihr Schicksal an jenes des Tieres geknüpft haben. Die imperial gewordene Kirche nutzt das mythische Universum der Offenbarung, um nun ihrerseits mit aller Gewalt gegen ihre Gegner vorzugehen. Aus dem Evangelium als Botschaft der Befreiung wird die Legitimation neuer Herrschaft. Zu den Verkehungen gehört zum Beispiel auch, dass aus



Luzifer, dem Lichtbringer, der bis ins 11. Jahrhundert hinein ein Beinamen von Jesus war, der Teufel wird. Mit ihm lassen sich alle ver-teufeln, die weiterhin an die Befreiung glauben. Solche religiösen Muster wirken auch dann noch, wenn eine Gesellschaft wie die unsere weltanschaulich neutral zu sein glaubt.

Hinkelammerts Buch ist material- und kenntnisreich, allerdings nicht immer einfach zu lesen. Auch für NichttheologInnen wie mich bringt seine Lektüre eine Fülle von Anregungen, die das eigene Denken klären können. Es bleibt also zu hoffen, dass dieses Buch und andere Arbeiten des Autors doch noch weitere Verbreitung finden werden.

Kurt Seifert

Der Kampf um gleiche Rechte, hg. vom Schweiz. Verband für Frauenrechte, Schwabe Verlag Basel 2009 (422 Seiten, 42 Franken).

Die Schweizerinnen mussten skandalös lange in politischer Unmündigkeit verharren: Erst 1971 wurde das Frauenstimm- und -wahlrecht auf nationaler Ebene eingeführt. Eine zentrale Organisation im Kampf gegen diesen undemokratischen Zustand war der 1909 gegründete Schweizerische Verband für Frauenstimmrecht (SVF), heute nennt er sich «Schweizerischer Verband für Frauenrechte». Zu dessen 100. Geburtstag hat der Verband den Sammelband «Der Kampf um gleiche Rechte» herausgegeben.

Die Publikation beansprucht, den historischen Kontext des Stimmrechtskampfes zu beleuchten, die verschiedenen Interventionen des SVF aufzuzeigen und dessen politische Positionen kritisch zu analysieren. Vorweggenommen sei: Auf rund 400 Seiten wird dies von über 30 Autorinnen und zwei Autoren überzeugend erfüllt.

Die Publikation gliedert sich nach dem Geleitwort von Alt-Bundesrätin Ruth Dreifuss in zwei Teile: in einen umfangreicheren, in sechs Kapitel unterteilten und in einen kürzeren, der über 20 Kurzbiografien von Frauenstimmrechtskämpferinnen (und von zwei männlichen Mitstreitern) – die meisten davon Mitglieder des SVF – enthält.

Das erste Kapitel nimmt sich der gesellschaftlichen Stimmung und den Diskussionen zu Geschlechterfragen in der Schweiz Anfang des 20. Jahrhunderts an. Dabei wird die gesellschaftliche und juristische Diskri-

minierung von Frauen thematisiert und dargelegt, dass Frauen und Politik als unvereinbar galten.

Der Entstehungsgeschichte und Bedeutung des SVF in der Frauenstimmrechtsdebatte geht das anschliessende Kapitel nach. Im dritten Kapitel werden die unterschiedlichen Strategien vorgestellt, mit denen der SVF über Jahrzehnte sein Ziel verfolgte. Die Autorinnen erläutern ausserdem die unterschiedlichen Argumentationsansätze. Dabei wird ersichtlich, mit welchen Problemen die AktivistInnen zu kämpfen hatten.

Verschiedene Etappen des Stimmrechtskampfes – angefangen beim Auftauchen des Frauenstimmrechts auf der nationalen Politikagenda ab 1918, über kantonale Erfolge in den 1950er und 1960er-Jahren, bis zur eidgenössischen Einführung 1971 – werden im vierten Kapitel betrachtet. Hier kritisieren die Autorinnen auch den SVF. So monieren sie etwa, dass sich der SVF oft sehr zurückhaltend und vorsichtig verhalten habe: Vehementen politischen Druck zu erzeugen oder gar radikale Aktionsformen anzuwenden, lag ihm fern.

Das weitere Engagement des SVF, etwa sein Einsatz für Frauen in staatsbürgerlichen, arbeitsrechtlichen und sozialpolitischen Belangen, sowie seine politischen Allianzen sind im fünften Kapitel dokumentiert. Zwar war mit dem Frauenstimmrecht eine wichtige Etappe im Kampf für gleiche Rechte für Männer und Frauen gewonnen, das Schlusskapitel zeigt aber, dass der SVF und seine weiterführenden Gleichstellungsbestrebungen nicht überflüssig sind.

Der Sammelband umfasst – mit klarem Schwerpunkt auf dem SVF – alle wichtigen Aspekte des Kampfes für das Frauenstimmrecht. Die zahlreichen Kurzbiografien von Stimmrechtskämpferinnen liefern neben eindrücklichen Lebensgeschichten zusätzliche Informationen zur Stimmrechtsbewegung und geben dem SVF ein persönlicheres Gesicht. Bemerkenswert ist ausserdem die Auswahl der AutorInnen – darunter etliche renommierte Namen aus der Schweizer Frauenforschung, – die für die Publikation gewonnen werden konnten.

Zu bemängeln ist lediglich, dass die Bemühungen um das Frauenstimmrecht in der italienischsprachigen Schweiz einzig in einer Kurzbiografie erwähnt werden. Unerfreulich fällt zudem der im ansonsten überzeu-



genden Schlusswort unkritische Rückgriff auf biologistische Geschlechterunterschiede auf. Des Weiteren sind kleinere Kritikpunkte anzufügen: So gestaltet sich der Buchaufbau teilweise chronologisch etwas sprunghaft, die Auswahlkriterien der Kurzbiografien sind nicht ganz nachvollziehbar und einiges der vorangegangenen Kapitel wird in den Porträts wiederholt.

Dies kann den positiven Gesamteindruck aber nicht beeinträchtigen, denn die LeserInnen erhalten einen thematisch gut gegliederten und umfassenden Einblick in die Geschichte des SVF und in den langen Kampf um das Frauenstimmrecht. Obwohl einiges aus Standardwerken zum Thema bereits bekannt ist, überzeugt die Publikation durch ihren Aufbau mit vielen kürzeren Texten, die immer wieder nachdenklich stimmen bezüglich eines wenig rühmlichen Kapitels der Schweizer Geschichte. *Fabienne Amlinger*



Reinhold Traitler: Es muss nicht der siebte Himmel sein. Spirituelle Texte für alle Tage. Matthias-Grünwald-Verlag, Ostfildern 2009 (100 Seiten, ca. 25 Franken)

Meine – nicht sehr gläubigen – Kinder haben eine böse Redensart: Von Gott labern. In diesem Buch aber wird nicht gelabert.

Wenn man «spirituell» hört, könnte man versucht sein zu reagieren: Nicht schon wieder... Doch dieses Buch ist anders.

Und wenn es «Texte» heisst: Das klingt ein wenig allerweltsmässig. Es sind aber zumeist Gedichte. Und diese Gedichte sind nicht irgendwie, sondern mit Anfragen, Aussagen, Alternativen.

Oder «alle Tage»: Das bedeutet nicht ein Verbleiben in der Banalität. Sondern in diesen Alltag taucht etwas ein; aus ihm heraus kann etwas gewonnen werden.

Viele der Gedichte weisen starke Stimmungen auf oder sind erlebnishaft. Es handelt sich jedoch nicht um wolkige Gefühllichkeit. Sondern es wird auch gedacht; die Gedichte folgen einem inneren Gedankengang. Sie regen daher auch an, weiterzudenken.

Das Titelgedicht heisst eigentlich «Der siebente Himmel» – und so lautet die Wendung auch innerhalb dieses Gedichts. Das ist Umgangssprache, und die Gedichte dieser Sammlung sind aus der Umgangssprache entstanden; man hört auch noch

das Österreichische – woher die Autorin stammt – ein wenig heraus. Das will besagen: Diese Gedichte kommen aus der Lebenswirklichkeit, mit Bodenhaftung, sie sind authentisch und nicht verstiegen. Und obwohl umgangssprachlich und mitunter hemdsärmelig: Die Sprache ist prägnant, treffsicher und (man scheut sich beinahe, es hinzuschreiben) dichterisch...

Einige Themen: Gegenwärtiger Zustand von Welt und Gesellschaft, «Wirtschaft», Politik ... Liebe freilich; Krankheit, Tod. Was ist zu tun, oder wie damit fertig zu werden?

«Dies lange Jahr im Angesicht der Wahrheit
tagaus, tagein die Anstrengung, eine
andere Möglichkeit
wenigstens zu denken
der Magier wird kommen
eine Geste nur
und das Stück beginnt noch einmal
mit einem anderen Ende.»

«Von den Mühen des Älterwerdens» und «Von den Freuden des Älterwerdens»: Der Funke ist nicht erloschen; es bleibt die Möglichkeit, über bisherige Grenzen in neuer Souveränität hinauszugelangen. «Gute Ratschläge für die Pensionierung» (ironisch gemeint): Gegen den gepflegten Egoismus, wie man ihn etwa in Beratungen vermittelt bekommt; vielmehr im Verlangen, noch etwas Bedeutsames für die Gesamtheit zu bewirken.

Ein Ereignis sind die «Psalmen», in denen eine starke – wenngleich nicht fraglose – persönliche Gläubigkeit von der eigenen Zerbrechlichkeit und Schwäche ausgeht, sehr viel Schönes und Dankenswertes entdeckt, sich dann in Gott gefestigt und getröstet findet und letztlich in Lob ausbricht.

«Die Zahlen loben dich, Gott
die geraden und die ungeraden
es lobt dich das Wunderwerk ihrer Anordnung
im Universum
und das Geheimnis der letzten Primzahl
die wir nicht kennen»

Bemerkenswert ist eine Art Mariologie (nicht konfessionell) als Bild einer Einwirkung und Wirksamkeit Gottes. Es gibt noch einiges über Kosmologie (sehr toll etwa «Ein nicht ganz ernst zu nehmendes Gloria»), das sich die Welt-Erklärer von heute zu Gemüte führen sollten...

Insgesamt ist in diesen Texten dennoch eine starke Widerborstigkeit zu bemerken, eine Bitterkeit, die sich nicht abfindet oder abfinden lassen möchte. Manche Gedichte sind auch feministisch zu nennen. – Hier mag die Sichtweise mitunter etwas pointiert anmuten, doch werden diese Gedichte vielleicht umso mehr gefallen...

Gern würde ich prophezeien, dass etliche Gedichte aus dieser Sammlung als bald in Anthologien gelangen werden... Ein sehr reichhaltiges Buch, das ich rückhaltlos empfehlen, ja anraten möchte! *Franz Forster*

Florence Hervé (Hg.): Sehnsucht nach den Bergen. Schriftstellerinnen im Gebirge, Aviva Verlag, Berlin 2008, (192 Seiten, ca. 30 Franken).

Florence Hervé/Katharina Mayer: Frauen und Berge, modo Verlag, Freiburg 2006, (176 Seiten, ca. 50 Franken).

Von alters her üben die Berge Faszination aus und verbreiten Angst und Schrecken. Sie wecken bei den Menschen den Wunsch, die Gipfel zu erklimmen und die eigenen Grenzen auszuloten.

Bis weit ins 19. Jahrhundert blieb das Bergsteigen eine Männerdomäne. Für Frauen stellte es etwas Unerhörtes dar, wie uns Florence Hervé in dem von ihr herausgegebenen Buch «Sehnsucht nach den Bergen. Schriftstellerinnen im Gebirge» wissen lässt.

Zu Wort kommen darin Schriftstellerinnen aus verschiedenen Zeiten, Ländern und Gesellschaftsschichten; ihre Texte erzählen von Liebe, Leidenschaft und Zuneigung zu den Bergen. Ihre Touren werden gleichsam zu Akten der Emanzipation. Die Schriftstellerinnen zeigen in sorgfältig ausgewählten Texten, welche Anziehungskraft die Berge ausüben, welche poetische Inspiration von dieser bizarren Formenwelt ausgeht, wie das elementare Naturphänomen ihr Innerstes wandelt und mit welchem Mut, welcher Kühnheit und Verwegenheit sie den Herausforderungen der Berge trotzen.

So schildert Henriette d'Angeville (1794–1871), die erste Alpinistin der Welt, ihre Bewältigung der Gefahren von Eis, Gletscher und Lawinen beim Besteigen des Montblanc, den sie 1838 als zweite Frau bezwang. Die Schriftstellerin George Sand (1804–1876) beschreibt die Überwindung des sie «trunken» machenden Schwindels «zwischen

zerrissenen Felsmauern», und Mary Shelley (1797–1851) erzählt von ihrer Wanderung im Gebirge während eines Gewittersturms, «diesem erhabenen Krieg des Himmels». Diese Schilderungen sind so atemberaubend wie beeindruckend.

In den Erinnerungen Natalia Ginzburgs (1916–1991) werden die Berge zu einem Symbol der Einsamkeit, die sie bei ihrer Verbannung durch das faschistische Regime Mussolinis in den Abruzzen erlebt. Lisa Fittko (1909–2005) erfuhr bei ihrer Widerstandstätigkeit als Fluchthelferin in den Pyrenäen die Berge als Hort der Freiheit. Für zivilisationsmüde Künstlerinnen war der Monte Verità bei Ascona ein Refugium der Stille, für Alfonsina Storni (1892–1938) das Gebirge ein Ort des Spiels und der Geborgenheit, für die 1962 geborene Lavinia Greenlaw ist der Aufenthalt in den Bergen ein Auf-Sich-Zurückgeworfensein, «das damit zusammenhängen mag, dass man in den Bergen dem Nächstliegenden nicht entkommt», wie ein Sich-Wappnen-Müssen gegen die Macht der Natur und gegen die Enge und Rauheit der Landschaft, und für die 1946 geborene Elfriede Jelinek sind «die Alpen» Orte der Profitgier wie der Zivilisations- und Technik kritik in Zeiten der Spasskultur. Dass Berge Heimat sein und zu einer Idylle verklärt werden können, vermittelt Johanna Spyris Heidi. Für Grosstadt müde eignet sich die Schweizer Bergwelt als Rückzugsraum, so Elizabeth von Arnim in «Ein Chalet in den Bergen».

Insgesamt bietet die Anthologie literarische Kostbarkeiten und im Anhang prägnante Kurzbiografien der präsentierten Schriftstellerinnen. Der Sammelband besticht in der Beifügung wunderbarer, die breite Formenpalette der Bergwelt illustrierender Schwarz-Weiss-Fotos und trägt damit zur Sehnsucht nach den Bergen bei.

Zu empfehlen ist zudem ein vor geraumer Zeit erschienener Text-Bild-Band mit ganzseitigen Farbfotos, in welchem Florence Hervé einfühlsam, informativ und mit Verve Frauen porträtiert, deren Leben eng mit den Bergen verknüpft ist und die in den Bergen jenseits des Idylls und der Romantik arbeiten, sei es als Hausdame im legendären Hotel Waldhaus im Engadin, sei es als Hüttenwirtin in der magischen Landschaft der Viertausender, sei es als Schäferin im französischen Jura oder als Gletscherforscherin.

Christiana Puschak





John Gray, Politik der Apokalypse. Wie Religion die Welt in die Krise stürzt. Klett-Cotta, Stuttgart 2009 (Orig.: New York 2007; 363 Seiten, ca. 39 Franken)

«Die Politik der Moderne ist ein Kapitel der Religionsgeschichte»: Mit diesem fundamentalen Satz setzt dieses äusserst spannende Buch ein. Wir haben es erlebt unter Präsident George W. Bush mit seinen endzeitlichen Armageddon-Ideen, aber auch anhand der Millenniumsprogramme der UN, des IWF und der Weltbank – aufgepeitscht zum letzten Opfergang. Wer ein Buch zur Apokalypse-Thematik in drei Tagen mit vielen Notizen bis zu Ende liest, der weiss, was ein packendes Sachbuch ist. John Gray von der London School of Economics ist nicht umsonst ein permanenter Kommentator zum Weltgeschehen bei der BBC und – wie es heisst – fesselnder Lektor an der Universität.

Das Buch ist zweiteilig: Im ersten Teil die theoriegeschichtlichen Analysen und grossen historischen Zusammenhängen, gefolgt von einem zweiten Teil, der auf 9/11, Kampf gegen den Terror, Irak- und Afghanistankrieg oder die Bush-Zeit zusammen mit seinen scheinheiligen Oblaten eingeht. Das Buch wurde geschrieben, bevor Barack Obama ins Geschichtsfeld tritt.

Gray erklärt im ersten Teil einige zentrale Begriffe, die wichtig für das historische Verständnis sind. Ich fasse einige Implikationen dieser Begriffe thesenhaft zusammen:

Drei monotheistische Religionen haben in den letzten 2500 Jahren der Welt ihre Eigenwilligkeit hinzu gegeben, das Judentum, das Christentum und der Islam. Man nennt sie Weltreligionen, weil angenommen wird, ihr Wort sei Wahrheit und sollte die Welt vervollkommen.

Viel zu viele, vor allem westlich geprägte Menschen, gehen von einem linearen und wachstumsgeprägten Geschichtsverständnis aus, das Fortschritte macht, auf einen Höhepunkt zugeht, um früher oder später zu einem entweder apokalyptischen oder eschatologischen Ende zu kommen. Viele dramatisieren dieses Ende mit einem dramatisch schrecklichen Untergang; bei anderen ist es esoterisch und fatalistisch vorgegeben. Andere harren in dieser Geschichte aus und erwarten die Wiederkunft eines sakralen oder säkularen Erlösers mit einer

Neuen Welt, eines neues Zion oder Jerusalem. Andere Vorstellungen sind kabbalistisch oder zahlenmystisch orientiert, andere chiliastisch, das heisst die Welt endet in einem bestimmten Jahrtausend. Sogar die Evolutionslehre kann innerhalb eines solchen ideologischen Rahmens gesehen werden. Begriffe wie Modernisierung oder auch Revolution sind im Versteckten apokalyptisch und dualistisch.

Geschichte kennt wohl Katastrophen, aber keine Apokalypsen. Geschichte besteht aus Tausenden von sich überschneidenden Geschichten. Geschichte hat mit Menschen und Völkern in der Auseinandersetzung mit sich und der sie umgebenden Natur zu tun.

Parallel zum Apokalypsebegriff steht der des Dualismus: historische Vorgänge werden als Kampf zwischen Gut und Böse gesehen, und es wird geglaubt, dass am Anfang Mensch und Natur heil waren, und beide mit der Zeit herunterkamen. Das Gute stand also am Anfang, und dieses Gute war im König verwirklicht, der zu schauen hatte, dass seine Untertanen erlöst würden. Letztlich kann ein Dualist kein Demokrat sein. Denn eine Demokratie enthält Vielfalt, grosse und kleine Menschen und Völker, Mächtige und Machtarme. Manches hinter dem heutigen Demokratieverständnis bleibt dualistisch, weil es bei Abstimmungen bloss ein Ja oder Nein gibt, bei Wahlen zählt die Mehrheit, ohne all den Minderheiten einen Platz zu gewähren. Demokratie muss pluralistisch sein oder sie ist keine. Folge daraus ist, dass es nicht nur eine Demokratie geben kann oder dass alle Staaten der Welt immer wieder anders demokratisch sein können. Jeder Staat hat seine eigene Demokratie zu entfalten. Demokratie ist nicht eine Front gegen das Böse, sondern ein Zusammenleben von Menschen mit verschiedenem Charakter. Das Verhalten verändert sich, je nachdem ob der Mensch als Einzelner und allein ist, in einem Clan oder der Familie eingebunden oder in einem politischen Verbund oder Staat agiert; den stets gültigen und richtigen Weg gibt es nicht. Die Menschen sind geteilter Meinung – doppeldeutig verstanden.

Gray holt zur Vertiefung Beispiele aus der Geschichte. Er analysiert historische Phänomene mit Grundbegriffen wie Apokalypse, Dualismus, Geschichte und Demokratie. Er bettet andere Strömungen darin

ein, zeigt eindrücklich historische Grundlagen von Revolution und Terror: Wurzeln sind stets im Westen zu finden. Er nimmt Katharer und Jakobiner unter die Lupe, um der Gewalt in der Politik auf die Spur zu kommen, nämlich: Gewalt als ein Mittel, um Geschichte zu beschleunigen und rascher zur Erlösung zu kommen. Selbst Folter und Lüge haben darin beinahe legitim Platz, weil letztlich bloss das Resultat zählt. Aus solcher Überzeugung heraus handelten Hitler, Lenin, Stalin, Mao oder die Roten Khmer, aber auch im verkleinerten Mass die Befreiungsbewegungen Lateinamerikas und Afrikas. Es ging nur noch um die «Neue Welt» ohne Wenn und Aber, geschichtslos und inhuman.

Spannend ist das Kapitel «Die Amerikanisierung der Apokalypse» (ab S. 168). Das darauffolgende Kapitel dreht sich um den «Krieg gegen den Terror», gefolgt von der «verlorenen Tradition des Realismus». Heute scheint Realismus genauso verächtlich wie einst bei den Gnostikern der Körper. Man verzeichnet, verstellt, lügt und lügt, bis alles in den Händen «der Guten» nur noch Wahrheit ist, d.h. das grosse Licht am Ende des apokalyptischen Tunnels.

Natürlich trägt die Analyse stark angelsächsische Züge; in manchem würden man in Frankreich kaum übereinstimmen, auch wenn die USA ein Produkt der Französischen Revolution sind. Frankreichs Revolutionäre, seien es die Jakobiner oder die Anarchisten, zogen aus und wirkten in allen kommenden historischen Gestalten nach. Man wünschte sich also eine ähnliche Analyse für die Frankophonie. Im religiösen Bereich bemüht sich Gray zu wenig um die historischen und tieferen Dimensionen des Islam. So brillant seine Analysen sind, so beschränkt sind sie auf den Westen.

Al Imfeld

Gensichen, Hans-Peter: Armut wird uns retten. Geteilter Wohlstand in einer Gesellschaft des Weniger. Publik Forum, Oberursel, 2009 (92 Seiten, ca. 23 Franken).

Ich habe immer Mühe, wenn nicht von Armut Betroffene über Armut und wie sie wirkt, reden und schreiben – sei das hier bei uns in der Schweiz oder dort in der «anderen» Welt. Wenn der Titel gar so provokativ gesetzt ist wie im neuen Buch von Hans-Peter

Gensichen, sträuben sich zuerst mal die Nackenhaare. Was wissen wir – die Reichen, die Satten –, denn schon von Armut, ihrer zermürbenden Alltagssituation und ihrer entmutigenden Abnützung jahraus jahrein?

Nicht so im vorliegenden Buch. Es gibt gar nicht vor, zu wissen, wie es ist, sondern will uns appellativ klarmachen, dass unsere Zukunft eine «ärmere» ist, oder es gibt sie nicht. Die Analyse ist kurz und klar und der Weg sogar lustvoll. Das Schrumpfen ist nicht nur Mühsal und Verzicht, sondern auch Befreiung und Erlösung. So wird die Lektüre auch zur religiösen Besinnung, auf Bibeltexte, auf Reflexion auch der Befreiungstheologie und gibt praktische Tipps, wie ein bescheideneres Modell in ganz konkreter Gemeindegemeinschaft auch gelebt werden kann. Das macht das Buch nüchtern und motivierend.

Die kritische Anfrage an die Politik scheint mir der schwache Punkt. Denn die Politik gibt sich zur Zeit weder visionär noch reflektiert, sondern irrt im Labyrinth von Grössenwahnsinn und Machbarkeit umher, als wenn der Minotaurus nicht schon gebrüllt hätte. Ich glaube nicht an die staatliche Bereitschaft, am Aufbau einer postkapitalistischen alternativen Ökonomie im Kleinen unterstützend mitzuwirken. Vielmehr teile ich die Hoffnung von Gensichen auf die Kirchen – einige mindestens –, kleine Bewegungen, die sich vernetzen und vorwärts gehen, als wenn ihre Vision schon morgen Realität sein könnte. Das gibt Hoffnung und ermutigt. Deshalb ist das Buch – klein, handlich, übersichtlich – lesenswert.

Monika Stocker

